

Das Sterben muss sichtbarer werden

Als OP-Krankenschwester rettete Meryem Baltaci Leben. Nun betreut die Muslima als ehrenamtliche Hospizbegleiterin Menschen auf der letzten Wegstrecke zum Tod

Dachau – Die kleine 89-jährige Dame mustert Meryem Baltaci verwundert. Sie versteht nicht, wieso Baltaci und ihre Kollegin sich im Garten des Seniorenheimes einfach auf die Gartenstühle neben sie gesetzt haben. Fragend dreht sie ihren Rollstuhl in Richtung ihres Sohnes und flüstert ihm zu: „Wer sind die Frauen?“ Der beugt sich zu seiner Mutter herunter und flüstert zurück: „Am besten fragst du sie einfach.“ Erwartungsvoll und ein bisschen schüchtern dreht sich Gerda Fischmaier in Richtung Meryem Baltaci. „Mein Name ist Meryem“, sagt Baltaci und rückt etwas näher an sie heran, „Maria?“, fragt Fischmaier. „Ja, du kannst mich gerne Maria nennen“, sagt Baltaci, die ein Kopftuch von demselben rostroten Farbton trägt wie ihre weite Leinenhose. „Ich komme vom Hospizverein. Ich bin hier, weil ich dich gerne ab und zu besuchen würde.“ „Mich?“ – „Ja, wenn du magst.“

Das Ziel ist, den Sterbenden ein würdevolles und selbstbestimmtes Leben zu ermöglichen

Einige Wochen zuvor hatte sich eine Pflegerin des Seniorenheims an den Elisabeth-Hospizverein in Dachau gewandt, nachdem sich der Zustand der 89-Jährigen nach einer Knieoperation stark verschlechtert hatte: Ihre Herzprobleme waren schlimmer geworden, außerdem leidet Fischmaier an Diabetes und fortschreitender Demenz. Eigentlich heißt Fischmaier anders, aber ihr Sohn möchte nicht, dass man seine Mutter erkennt. Ihre Krankheit ist fortgeschritten, vermutlich wird Gerda Fischmaier nicht mehr sehr lange leben. Meryem Baltaci weiß das. Es ist der Grund, weshalb sie gekommen ist. Als Hospizbegleiterin geht es ihr nicht darum, die Lebenszeit ihrer Patientin zu verlängern, sondern sie mit möglichst viel Lebensqualität zu füllen. Meryem Baltaci aus dem Landkreis Dachau ist seit Mai ehrenamtliche

Hospizbegleiterin im Dachauer Hospizverein, Gerda Fischmaier ist erst ihre dritte Begleitung. 25 Jahre hat die 56 Jahre alte diplomierte OP-Krankenschwester alles dafür getan, um Menschen zu heilen. Doch was motiviert eine Frau wie sie, nun ausgerechnet Menschen beim Sterben zu begleiten? Über die Antwort muss Baltaci nicht lange nachdenken: „Für mich ist das eine

moralisch-religiöse Verpflichtung“, sagt sie und zitiert den Propheten: „Hochachtung gebührt demjenigen, der der Gesellschaft dient.“ Und diesen Dienst sieht sie in der sozialen und emotionalen Fürsorge genauso wie in der medizinischen.

Natürlich sei sie dafür, alle Möglichkeiten der Medizin in Anspruch zu nehmen, „aber wenn es nicht mehr geht, geht es

nicht mehr“. Wenn Medikamente und Operationen keinen Erfolg mehr versprechen, ist die Idee der Hospizarbeit, dass man anders helfen muss: Leid aushalten, beim Abschiednehmen, unterstützen, zuhören. Und vor allem da sein.

„Wann und ob wir sterben, liegt nicht in unserer Hand“, sagt die gläubige Muslima. „Aber wir können uns Hilfe holen.“ Damit sich mehr Menschen Unterstützung suchen, müsse das Sterben in der Gesellschaft erst einmal sichtbar werden. „Unser Ansinnen ist es, Sterben, Tod und Trauer wieder mehr ins Bewusstsein zu bringen“, betont auch ihre Koordinatorin und Ausbilderin, Lucia Schmid. Denn früher oder später sei jede und jeder einmal von einem Todesfall betroffen. In ihrer Kindheit in der Türkei, erzählt Baltaci, habe der Muezzin in ihrem Dorf fast jeden Tag die Namen der Toten ausgerufen, ein Gebet rezitiert und verkündet, wo die Beerdigung stattfindet.

Baltaci wünscht sich, dass auch mehr Menschen mit Migrationshintergrund vom Dachauer Hospizverein erfahren. In Familien mit Migrationsgeschichte werde dieses Ehrenamt oft ganz informell in der Familie oder Nachbarschaft ausgeübt. „Bei uns ist es üblich, dass man die Familie bei einem Todesfall nicht alleine lässt, man kocht tagelang für die Angehörigen“, berichtet sie von der muslimischen Trauerarbeit. Aber: „Auch Migrantenfamilien sind manchmal echt überlastet, ich wünschte mir, dass sie sich mehr Hilfe holen.“

Zurück im Seniorenheim. Gerda Fischmaier mustert versonnen die Blüten an einem Strauch. „Welche Blumen magst du am liebsten?“, fragt Meryem Baltaci. „Die bunten“, antwortet Fischmaier. Baltaci nickt zustimmend, sucht in ihrem Handy nach einem Foto einer Buntnessel und zeigt es Fischmaier. Viele ihrer Erinnerungen sind eingetrübt, fragt man sie nach ihrem Alter oder den Namen ihrer Geschwister, blickt sie hilflos nach ihrem Sohn an und sagt dann, dass sie sich im Moment

gar nicht mehr so genau erinnern könne. Umso länger sich Baltaci und Fischmaier, diese beiden unterschiedlichen Frauen, unterhalten, umso mehr klart Fischmaiers Gedächtnis auf. „Früher hatte ich ganz viele Zucchini“, erzählt sie zum Beispiel und erklärt: „Die darf man nicht so groß werden lassen, klein schmecken sie am besten.“ Die Erinnerung an ihren Garten lässt sie lächeln. Anders als bei einem stationären Hospiz besuchen die etwa 50 ehrenamtlichen Hospizbegleiterinnen des Elisabeth-Hospizvereins in Dachau die Menschen da, wo sie leben: zu Hause, im Krankenhaus oder in einer der elf Pflegeeinrichtungen im Landkreis. Wie man mit schwerkranken und sterbenden Menschen spricht, hat Meryem Baltaci in der einjährigen Ausbildung zur Hospizbegleiterin unter anderem von Lucia Schmid gelernt. „Das Schlimmste sind kluge Sprüche“, sagt Lucia Schmid, ein herzlich-resolutive Frau mit kurzen grauen Haaren. „Was antwortet man jemandem, der sagt, er will nicht sterben? Wird schon wieder?“ Manchmal sei es am besten, nichts zu sagen, erklärt Schmid.

„Was antwortet man jemandem, der sagt, er will nicht sterben? Wird schon wieder?“

Das Ziel sei vielmehr, den Sterbenden bis zum Tod ein würdevolles und selbstbestimmtes Leben zu ermöglichen. Was das bedeutet, kann im Einzelfall ganz unterschiedlich aussehen: Über die Vergangenheit reden, die Hand des Patienten halten, bei den Sterbenden bleiben, während ihre Angehörigen einkaufen oder zur Bank gehen, lachen oder beten, einmal habe ein Hospizbegleiterin auch einen Abend mit einer krebskranken Frau verbracht, dessen Mann nach Monaten einmal wieder mit seinen Freunden ein Bier trinken gehen wollte. Je nachdem, was Patient und Angehörige gerade brauchen.

Die Hospizarbeit ist aus der Idee der christlichen Nächstenliebe entstanden, Meryem Baltaci kann sich damit gut identifizieren: „Muslimen wird die gute Tat im Islam empfohlen“, erzählt sie. Wie viele ihrer christlichen Kolleginnen und Kollegen glaubt auch Baltaci an ein Jenseits, an eine Rückkehr zu Allah oder welchen Namen man Gott auch geben will. „Wir kommen auf die Welt, dann gibt es eine Phase, die ist bei jedem anders, und am Ende geht es wieder zurück“, sagt sie. Um es mit der Hospiz-Idee auszudrücken: Das Sterben gehört wie die Geburt zum Leben dazu.

Während sich Baltaci und Fischmaier unterhalten und Vertrauen zueinander gewinnen, schiebt ein Mitarbeiter des Seniorenwohnheims eine Bewohnerin in einem Rollstuhl vorbei, wird immer schneller, bis er schließlich rennt. Die Bewohnerin reißt die Arme in die Luft, ruft aus voller Kehle: „Ich flieeeeeeege.“ „Sollen wir das auch einmal machen?“, fragt Baltaci nicht ganz ernstgemeint. „Geschwindigkeit ist eher nicht so ihres“, wendet ihr Sohn ein und blickt schmunzelnd seine Mutter an, die wie zum Beweis die Bremse ihres Rollstuhl weiter nach unten drückt. Er sei seiner Mutter immer zu schnell gefahren, erzählt der 61-Jährige. „Du Schlawiner“, erinnert sich seine Mutter und rückt näher an ihren Sohn heran. Auch am Lebensende sind Schmerzen erlaubt.

Auf einmal merkt man Fischmaier an, dass sie genug erzählt hat und sie nun gerne wieder mit ihrem Sohn alleine wäre. „Darf ich dich bald einmal wieder besuchen kommen?“, fragt Baltaci. „Ja, freilich“, sagt Fischmaier, in ihre Stimme mischen sich Überraschung und Freude. „Und was unternehmen wir dann?“, fragt Baltaci. „Erzählen“, antwortet Fischmaier. „Worüber?“ fragt die Hospizbegleiterin. „Deine Jugend?“, antwortet ihre Patientin. „Nicht deine?“, „Nee, deine“. „Dann bring ich Bilder mit“, sagt Meryem Baltaci. Und fügt hinzu: „Und eine bunte Pflanze.“

MIRIAM DAHLINGER



Seit Mai betreut Meryem Baltaci ehrenamtlich Sterbende und ihre Angehörigen. Worauf es ankommt: Leid aushalten, beim Abschiednehmen, unterstützen, zuhören. Und vor allem da sein.

FOTO: NIELS P. JØRGENSEN